

GEDANKEN ZUM SELBST AUS SYSTEMISCHER SICHT

von Kurt Ludewig

Erschienen in: *ISS'ES*. Mitteilungsblatt des Instituts für Systemische Studien Hamburg
4: 9-18, 1993

Revidierte Fassung eines Vortrags bei der 1. Wissenschaftlichen Jahrestagung des Instituts
für systemische Studien am 20. November 1991 in Hamburg.

Das »Selbst« - Ein Konzept im Wandel

Das Selbst ist ein in der westlichen Alltagssprache tief verwurzelter Begriff und gehört daher in die wissenschaftliche Kompetenz der Philosophen. Es ist aber zugleich ein zentraler Begriff psychologischen Denkens, also wichtig für Psychopathologie und Psychotherapie. In der modernen Psychologie wird dieser Begriff je nach Orientierung entweder ausdrücklich verwendet - etwa das »Selbstkonzept« der humanistischen Psychologie - oder implizit im Zusammenhang mit verwandten Begriffen wie Person, Identität oder Persönlichkeit.

Bei meiner Untersuchung der Frage, ob dieses Konzept auch systemische Brauchbarkeit verspricht, lohnt es sich, zuerst einen kurzen Rückblick auf die unterschiedlichen Lösungen zu werfen, die im psychologischen Denken unseres Jahrhunderts erbracht wurden. Als Ausgangspunkt hierzu bietet sich die Auffassung des Sozialpsychologen K. Gergen (1990), der die psychologisch-historische Entwicklung des »Selbst« drei Phasen zuordnete: 1) der romantischen, 2) modernistischen und 3) postmodernen.

Gergen zufolge knüpften an die romantischen Auffassungen des 18. Jahrhunderts, die sich mit der »Wirklichkeit einer tiefen, geheimnisvollen und irrationalen Innenwelt« befassten, die frühe Psychoanalyse sowie die frühen Persönlichkeitstheoretiker an. Dann sei die Psychologie den mechanistischen und strukturalistischen Wendungen des wissenschaftlichen Denkens gefolgt und habe ihre Begrifflichkeit darauf eingestellt: Das

Selbst wurde gewissermaßen zu einem dinghaften Behälter für Eigenschaften, die aus dem Sozialisationsprozess resultieren. Mit den Worten Gergens (1990):

»Maschinen arbeiten, um fertige Produkte gemäß eines bestimmten Standards herzustellen. Entsprechend sollte eine richtige Sozialisation den erwachsenen, voll entwickelten, ausgeglichenen und emotional wohl angepassten Menschen hervorbringen. Durch die richtige Sozialisation soll das Individuum einen stabilen Charakter erwerben, der für sein weiteres Leben bestimmend ist (S. 193). In den Augen der Romantiker waren die wesentlichen Aspekte des Selbst in der Tiefe verborgen, geheimnisvoll, oft chaotisch, und sie waren die Quelle für Gutes und Böses. Für die Modernisten dagegen lag das Selbst dicht unter der Oberfläche: es war beobachtbar, es war ein zuverlässiges und kontrollierbares Produkt bestimmter Bedingungen« (S. 194). In der neu entstehenden Begriffswelt wird das Selbst als Substanz durch das Selbst als Konstruktion ersetzt... Mit der postmodernen Wende erscheint das Selbst als Konstruktion der Gesellschaft« (S. 192).

Von der Substanz zur Kontinuität

Bei meiner Annäherung an die verschiedenen Versionen des Selbst im psychologischen Denken bediene ich mich einiger Zitate, die einen Einblick in den Wandel des Konzepts geben und dessen Entwicklung veranschaulichen. Meinen Ausgangspunkt nehme ich von der »modernen« - sprich: positivistischen - Persönlichkeitstheorie und ihrer Sehnsucht nach dem Substantiellen und Überdauernden, z.B. bei P.R. Hofstätter (1957):

»Die Masken des antiken Theaters oder der japanischen Noh-Spiele, ebenso wie die vieler kultischer Volksgebräuche, besitzen eine Reihe von Eigentümlichkeiten, die zum

Teil auch dem Begriff der Persönlichkeit anhängen: 1. sie sind starr, d.h. sie bleiben im Gang der Handlung (des Lebens) unverändert; 2. ihre Anzahl ist auf kaum mehr als ein Dutzend typischer Formen begrenzt; 3. sie werden verstanden, d.h. sie erwecken im Beschauer eine Erwartung hinsichtlich des rollenmäßigen Geschicks ihres Trägers; und 4. sie versinnbildlichen die Entrückung ihres Trägers von den alltäglichen Bedingtheiten seines Lebens in eine allgemein gültige, schlechthin menschliche (,exemplarische') Existenz« (S. 223-4).

Demgegenüber hatte bereits 1937 einer der Väter der Persönlichkeitstheorie, Gordon Allport, bemerkt:

»Die größte Gefahr eines Eigenschaftskonzepts (»trait«) ist es, dass es durch Gewohnheit und sorglosen Gebrauch zu einem werden kann, das für ein Ensemble separater und selbstaktiver Fähigkeiten steht, die ganz von sich aus und ohne Wechselwirkung das Verhalten regeln... Das Grundprinzip des Verhaltens ist sein unaufhörliches Fließen... Weder eine einzelne noch alle Eigenschaften zusammen determinieren das Verhalten ganz von sich aus« (1967, S. 17).

In der Tiefenpsychologie schien lange Zeit die von Freud eingeführte und von H. Hartmann weiterentwickelte Definition des Selbst vorzuherrschen, hier mit den Worten von Edith Jacobson (1964):

»Der Terminus Selbst ... bezieht sich auf die gesamte Person eines Individuums, einschließlich seines Körpers und seiner Körperteile, wie auch seiner psychischen Organisation und deren Teile... Das Selbst (ist) ein auxiliärer deskriptiver Begriff, der auf die Person als Subjekt verweist im Unterschied zu der sie umgebenden Welt der Objekte« (S. 17).

Dieses Verständnis wurde jüngst von einem systemtheoretisch beeinflussten Psychoanalytiker - F. Deneke (1989) - erweitert:

»Das Selbst-System ist das organisierte persönliche Weltmodell eines Menschen, einschließlich aller Regulationsvorgänge, die an seiner Organisation teilhaben... Das Selbstsystem reguliert sich in eigener Regie.

Die Autoregulation ist ein kontinuierlicher Prozess, der sich in jedem Moment ,ereignet'. Dieser Prozess ist *als Geschehen* nicht kontrollierbar. Diese Eigenart des Selbst - sein autonomes, kontinuierliches Funktionieren als sich selbst regulierendes System - ist genuin unbewusst« (S. 589).

In soziologischer Betrachtung differenzierte E. Goffman (1959) wie folgt:

»In unserer Gesellschaft werden die Rolle, die man spielt, und das Selbst, das man ist, in einer gewissen Weise gleichgesetzt, und diese Selbst-als-Rolle wird meist als etwas gesehen, das im Körper seines Besitzers zu Hause ist, sozusagen als ein Knoten in der Psychobiologie der Persönlichkeit... Insofern man dieses Bild von dem Einzelnen gemacht und ihm somit ein Selbst zugeschrieben hat, entspringt dieses Selbst nicht seinem Besitzer, sondern der Gesamtszene seiner Handlungen, und wird von den Merkmalen lokaler Ereignisse erzeugt, die sie für Beobachter interpretierbar machen« (S. 230-231).

Der systemtheoretische Soziologe, N. Luhmann (1984), ergänzte:

»Eine Möglichkeit, Erwartungen relativ zeitfest zu etablieren, besteht darin, sie auf etwas zu beziehen, was selbst kein Ereignis, also im strengen Sinne nicht selbst erwartbar ist. Es werden Identitäten projiziert, an denen man Erwartungen festmachen kann (S. 426). Eine Person wird konstituiert, um Verhaltenserwartungen ordnen zu können, die durch sie und nur durch sie eingelöst werden können. Jemand kann für sich selbst und für andere Person sein. Das Personsein erfordert, dass man mit Hilfe seines psychischen Systems und seines Körpers Erwartungen an sich zieht und bindet, und wiederum: Selbst-erwartungen und Fremderwartungen (S. 429).

An die narrationstheoretischen Ansätze zeitgenössischer Anthropologie knüpften Epston und White (1989) an:

»Der narrative Ansatz betrachtet die Person als Protagonist oder Teilnehmer an einer Welt, auf die er/sie andauernd einwirkt. Diese ist die Welt der interpretativen Akte, eine Welt, in der jedes Wiedererzählen einer

Geschichte ein neues Erzählen ist, eine Welt, in der sich Personen mit anderen am ‚Neu verfassen‘ (re-authoring) beteiligen und dabei ihr Leben und ihre Beziehungen gestalten« (S. 48).

Hierzu präziserte N. Luhmann (1984):

»Alle Versuche, sich nicht mit der Person zu begnügen, sondern einen anderen wirklich kennen zu lernen, (versinken) im Bodenlosen des immer auch anders Möglichen« (S. 430).

Eine Bewegung in Richtung auf die soziale Eingebundenheit des Selbst leitete u.a. der humanistische Philosoph Martin Buber (1954) ein:

»Die Welt ist dem Menschen zwiefältig nach seiner zwiefältigen Haltung. Die Haltung des Menschen ist zwiefältig nach der Zwiefalt der Grundworte, die er sprechen kann. Die Grundworte sind nicht Einzelworte, sondern Wortpaare. Das eine Grundwort ist das Wortpaar Ich-Du. Es gibt kein Ich an sich, sondern nur das Ich des Grundworts Ich-Du... Wer Du spricht, hat kein Etwas, hat nichts. Aber er steht in der Beziehung« (S. 7-8).

Die soziale Einbindung des Selbst kommt jedoch erst in der sog. postmodernen Sozialpsychologie zur akademischen Geltung, etwa bei K. Gergen (1990):

»Der postmoderne Mensch ist keine faktische Entität mehr, die von Umwelteinflüssen hin- und hergeschoben und -gezogen wird. Der postmoderne Mensch ist vielmehr eine Art soziale Konstruktion; er ist so, wie die anderen - und er selbst - ihn sich vorstellen... Je mehr die Postmoderne überhand nimmt, um so eher gehören Vorstellungen wie ‚die wahre Persönlichkeit‘ oder die ‚eigentliche Meinung‘ langsam der Vergangenheit an... Mit der Postmoderne hört das Individuum als selbständige, unabhängige Einheit zu existieren auf. Wenn Individuen das Resultat von Beziehungen sind, dann muss man daraus schließen, dass Beziehungen grundlegender sind als Individuen... Das Selbst ist nunmehr nichts als ein Knotenpunkt in der Verkettung von Beziehungen. Jeder Mensch lebt in einem Netzwerk von Beziehungen und wird in jeder von ihnen jeweils unterschiedlich

definiert« (S. 197).

Mit letzterer Ansicht stimmen die Vertreter der Münchener Sozialpsychologie, etwa H. Bilden (1989), überein:

»Eher utopisch, aber m.E. hoffnungsvoll, ist der Entwurf der *Person als System von Selbsten*, das nicht einer festen Hierarchie gehorcht. Die *Verbindung dieser Selbste* (oder Subsysteme) wäre vielmehr eher *locker* zu denken, *fließend und variabel*, jedenfalls nicht über eine zwanghafte ‚Identität‘ oder Konstanz hergestellt« (S. 41).

Diese Autorin sowie ihre Mitautoren des Bandes »*Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel*« äußern darin die Erwartung, dass der Verzicht auf ein ‚totalitäres Ich‘ - ein auf dem westlich geprägten Weltmodell beruhendes und auf Kontrolle angelegtes Konzept -, neue Möglichkeiten für das Verständnis der Flexibilität und Kreativität sozialer Anpassung eröffnet, denn: »*Durch die Verbindung mehrerer solcher Subsysteme wird das System, das Individuum multistabil*« (Bilden 1989, S. 43). Mit dieser Position stimmen die im folgenden dargelegten Überlegungen überein.

Eine differenztheoretische Betrachtung

Aus differenztheoretischer Sicht entspringt alles Erkennen einem Unterscheiden. Daran zeigt sich, wie Luhmann (1990) anmerkt, die grundsätzlich Paradoxie des Erkennens: Um eine Differenz bilden zu können, die uns das Fokussieren eines Gegenstands erlaubt, müssen wir zunächst ein Paar, also eine Einheit aus Zweien herstellen. Um etwas über den Mann oder die Frau auszusagen, müssen wir zunächst die Einheit von Mann und Frau herstellen, dann aber das jeweilige Komplement auslassen, um eines der Glieder zu beschreiben.

Bei der Frage nach dem Selbst lassen sich, ausgehend von der Grunddifferenz Selbst/Nicht-Selbst, verschiedene Differenzen ausmachen: Ich/Du, Einheit/Vielheit,

Identität/ Wandel, Subjekt/Objekt usw. Da jeder dieser Begriffe nur »relational« zum jeweils anderen verstehbar ist, macht keiner von ihnen vereinzelt Sinn. Dies hat konzeptionelle Folgen für den Gebrauch von Begriffen wie Person, Identität, Persönlichkeit und Selbst sowie praktische Konsequenzen für Erziehung und Psychotherapie.

In ihrer traditionellen Bedeutung rühren diese Konzepte, wie Gergen zu Recht bemerkt, von einer Betrachtungsweise her, die psychische Sachverhalte mittels dinghafter Analogien zu erfassen versucht und sie dann zu monolithischen Einheiten modelliert. Gemäß des Ding-Modells imponiert die Identität eines Menschen wie ein »Behälter«, dessen Form und Inhalt aus der Wechselwirkung zwischen angeborenen Anlagen und Erfahrungen resultieren. Im Verlauf der Entwicklung bekommt dieser Behälter immer deutlicher eine feste, unveränderliche Gestalt; dessen Inhalte und Eigenschaften, darunter Charakter, Intelligenz, Motivation, Wissen usw., erhalten ebenfalls ihre Stabilität. Dieses Verständnis ermöglicht es erst, die Persönlichkeit eines Menschen als zeitlich und situativ beständige Größe aufzufassen, die mit intersubjektiver Übereinstimmung gemessen werden kann und lineare Kausalitätsaussagen sowie Verhaltensvorhersagen erlaubt.

Betrachtet man hingegen den menschlichen Entwicklungsprozess als aktive *und* rekursive Beteiligung an einer Vielzahl von Kommunikationen bzw. Sozialsystemen, sollte man sinnvollerweise davon ausgehen, dass jeder Mensch bei der unaufhörlichen »Verkörperung« unzähliger Mitgliedschaften im Verlauf seines Lebens verschiedene operationale Kohärenzen bildet. Diese sind insofern voneinander unabhängig, als ihre jeweilige operationale Beschreibung nur auf die eigenen Operationen gestützt werden kann; sie bilden daher voneinander unterscheidbare eigenständige »Identitäten«, die nur in der organismischen Struktur eines

Menschen zusammentreffen.

Identität, Persönlichkeit und Selbst entstammen als Beschreibungen der Selbst- oder Fremdbeobachtung. Diesen liegen Unterscheidungen zugrunde, die im Rahmen der Kommunikation eines Beobachters mit einem anderen oder mit sich selbst zu Beschreibungen werden, die im- oder explizit auf Fragen antworten, die nach dem Wesen eines Menschen forschen und heißen können: »Wer bist du?« oder »Wer bin ich?«.

Diese Fragen nach dem Selbst fordern und fördern - wie alle Fragen - Sinnstiftung und ermöglichen Differenzverarbeitung. Hier liefern sie auf einer hohen Abstraktionsebene eine relativ konstante, den einzelnen operationalen Identitäten eines Menschen übergeordnete Beschreibung. Damit leistet dieses Konstrukt im sozialen Bereich Komplexitätsreduktion, indem es eine Narration mit Beginn, Verlauf und einem unterstellten Ende vorlegt.

Das Selbst kann man aus mindestens zwei Perspektiven betrachten: Als implizit mitlaufendes Erleben und als mitgeteilte Beschreibung. Das Selbst als Erlebnisqualität hat wenig pragmatische Bedeutung, da Erlebnisse für Kommunikation nicht anschlussfähig sind. Man kann jedoch hypothetisch unterstellen, dass dieses Erleben das Gefühl der Kontinuität ermöglicht und die intrapersonale Anschlussbildung orientiert. Das Erleben als Kontinuität, als Gleichheit mitten im permanenten Wandeln bzw. als mit sich Identischen, stellt eine Inkommunikable dar und muss prinzipiell unbewusst bleiben. Denn in dem Fall, dass dieses Erleben auf innere Konflikte stößt oder Diskontinuitäten erzeugt, die das Bewusstsein wachrufen, heißt es dann etwa: Was ist mit mir los?, und das Erleben geht unvermeidlich in - innere - Kommunikation über.

Sobald über das Selbst intern oder mit

anderen kommuniziert wird, hat man nunmehr Beschreibungen zur Hand und nicht Erlebnisse, etwa wenn das Selbst verwendet wird, um etwa das Charakteristische eines Menschen zu beschreiben. Erst aber bei dieser Überschreitung des Erlebnisbereiches, also beim Übergang in den Bereich der Beschreibungen, gewinnt dieses Konzept wissenschaftliche und pragmatische Relevanz - das Selbst als Erlebnis hingegen ist nur erlebbar.

Die Frage nach meiner Identität zielt in aller Regel auf eine irgendwie geartete überdauernde Synthese meines vielfältigen Seins. Gefragt bin ich nach einer symbolischen Generalisierung, also im Sinne Luhmanns (1984) nach einem Kürzel, das sich von der Art und Weise ihres Zustandekommens weitgehend unabhängig entfalten und eine kommunikative Eigendynamik entwickeln kann. Ich bin also gehalten, aus dem großen Reservoir an operationalen Kohärenzen, die ich im Vollzug meiner Mitgliedschaften in den verschiedensten sozialen Systemen aufgebaut habe, zu generalisieren und eine aktuelle Rekonstruktion jener Aspekte meiner Biographie zu erbringen, die mir zum Kontext der Frage passend erscheinen. Mit anderen Worten: Die Beschreibung meiner Selbst ist immer eine aktuelle, kommunikative und daher variable Synthese aus der Fülle möglicher Identitäten, die ich im Verlauf meines sozialen Lebens aufgebaut habe (vgl. auch Reiter 1990).

Als in einer bestimmten Kommunikation rekursiv erbrachte und daher immer nur momentane Beschreibung bildet das Selbst keine ontologische Größe ab. Daher erweisen sich die bisherigen Konzeptualisierungen des Selbst, sofern sie dem »Behälter-Modell« entstammen, als inadäquat. Gesucht ist vielmehr ein Konzept, das die Vielfalt eines Individuums betont und dessen unzutreffende Eindimensionalität überwindet. Es bietet sich an, das Konzept des Selbst bzw. der Identität oder Persönlichkeit durch eines

der »Mehrpersönlichkeit«, der multiversellen Persönlichkeit oder der »Polyphrenie« (hier: viele Seelen) zu ersetzen. Damit ist aber keine wie auch immer erdachte »Summe der Teile« gemeint, sondern *eine* eigendynamische Kohärenz, die als Synthese aus einer rekursiven Dynamik mit vielen gleichzeitig wirksamen, voneinander unabhängigen Kohärenzen kommunikativ erbracht wird. Zu einem ähnlichen begrifflichen Vorschlag kam auf anderen Wegen Gergen, als er von der »Multiphrenie« als einem Nebeneinander unterschiedlichster Persönlichkeitspartikel sprach, die das *Beziehungs-Selbst* konstituieren (vgl. Ernst 1991).

Vom Nutzen für die systemische Praxis

Entwicklungstheoretisch könnte man in einem ersten Schritt postulieren, dass das Kind anfangs aus seinem unterschiedlichen Umgang mit Erwachsenen - hier Mutter und Vater - distinkte operationale Kohärenzen bildet: Ich_M (= Ich im Bezug auf Mutter) und Ich_V (= Ich im Bezug auf Vater). Aus der Differenz dieser beiden Kohärenzen, wie sie aus der fortlaufenden Differenzbildung zwischen Ich_M und Ich_V resultiert, synthetisiert das Kind ein erstes Konzept seiner Selbst: Ich_{M,V} (= Ich als Synthese aus Ich_V und Ich_M). Dies dient dann als Grundmuster für die vielfältigen Ausdifferenzierungen, die im späteren Lebensablauf vorgenommen werden, so auch für Selbstbewusstsein und Selbstkenntnis.

Für die klinische Theorie bietet dieses Verständnis des Selbst entscheidende Vorteile in konzeptioneller und praktischer Hinsicht. Es erlaubt zum Beispiel die psychotische Krise neu aufzufassen und Therapie als Anregung zum »inneren Dialog« zwischen den verschiedenen Identitäten eines Menschen zu verstehen (vgl. Ludwig 1992).

Bezüglich der psychotischen Krise zum Beispiel ließe sich in diesem Sinne

hypothetisch annehmen, dass sie mit einer vorübergehenden oder bleibenden, gering ausdifferenzierten Mehrpersönlichkeit einhergeht. Diese Menschen würden zum Zeitpunkt der Krise ihr Repertoire an operationalen Kohärenzen stark eingeschränkt haben und daher über unzureichende Möglichkeiten verfügen, mit den vielfältigen Erfordernissen der sozialen Welt flexibel umzugehen. Im Unterschied zum Verständnis der Schizophrenie als Spaltung einer einheitlichen Seele bedeutete hier die psychotische Krise gewissermaßen der Zusammenbruch des »polyphrenischen« (= vielseeligen) Normalzustands zu einem »monophrenischen«, d.h. einseeligen bzw. vereinheitlichten Selbst. Dies erklärte solche üblicherweise mit einer psychotischen Krise einhergehenden Zustände wie: Undifferenzierte Reizverarbeitung, einförmige Logik, stereotypes Sozialverhalten, Rigidität gegenüber Veränderung u.ä.m. Dies erklärte zudem, wieso sich ein günstiger prä-morbider Status auf den Verlauf positiv auswirkt. Es hieße, dass der Betreffende aufgrund seiner konstitutionellen Ausstattung und/oder seiner sozialen Entwicklungsbedingungen über ausreichend alternative operationale Kohärenzen verfügt, auf die er zurückgreifen kann, um die Krise zu überwinden. Chronische Verläufe wären hingegen eher Folge einer »monophrenischen«, gewissermaßen unimodalen Struktur des Selbst. Die Therapie müsste dementsprechend entweder die Aktivierung derzeit vernachlässigter Identitäten anregen oder als - eventuell »psychoedukative« - Anleitung gedacht sein, die zur Erweiterung des Selbst beiträgt.

Die differenztheoretische Auffassung des Selbst als je kommunikativ erbrachte Synthese vieler gleichzeitig wirksamer Operationalitäten erlaubt es, den Blick auf Vielfalt und Wandel zu lenken. Sie befreit von der Betrachtung des Selbst als fester ontologischer Gegebenheit und somit von

der Notwendigkeit, deren Zustand diagnostisch zu ergründen und dabei unwillkürlich zu pathologisieren. Abseits von der Setzung, dass Menschen ein einheitliches, monolithisches, wahres Sein *haben*, und dass psychische Gesundheit sich an der Übereinstimmung mit dieser essentiellen Seinsweise erweist, kann man getrost darauf verzichten, Lebensprobleme als bloßen Ausdruck einer angeborenen oder erworbenen bzw. defizitären Entwicklung zu betrachten.

Durch die Annahme, dass das Selbst nichts anderes als eine aus einem Lebensablauf synthetisierende Mitteilung, also eine Erzählung ist, die immer neu und anders verfasst werden kann - ist der Blick frei für das Andere, für die Alternativen, für das sonst Gültige, für die immer mitlaufende Möglichkeit, günstigere Beschreibungen des Selbst zu entwerfen. Da setzt die systemische Therapie an.

Literatur

- Alport, G.W. (1937), The nature of traits. In: Lazarus RS, EM Opton: *Personality*, Middlesex: Pinguin 1967.
- Bilden, H. (1989), Geschlechterverhältnis und Individualität im gesellschaftlichen Umbruch. In: Keupp, H., H. Bilden (Hrsg.), S:19-46.
- Buber, M. (1954): Ich und Du. In: Buber, M. (1984), *Das dialogische Prinzip*. Heidelberg, Lambert Schneider.
- Deneke, F.W. (1989); Das Selbst-System. *Psyche* 43: 577-608.
- Epston, D., M, White (1989; *Literate Means to Therapeutic Ends*. Adelaide (Dulwich Centre Publ.).
- Ernst, H. (1991), Das Ich der Zukunft. *Psychologie heute* 18(12): 20-26.
- Gergen, K.J. (1990), Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. *Psychologische Rundschau* 41: 191-199, 1990.
- Goffman, E. (1969), Wir alle spielen Theater. München (Piper).

Hofstätter, P.R. (1957), *Psychologie*. Frankfurt a.M. (Fischer).

Jacobson, E. (1973), *Das Selbst und die Welt der Objekte*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).

Keupp, H., H. Bilden (Hrsg.)(1989), *Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel*. Göttingen (Hogrefe).

Ludewig, K. (1992), *Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Theorie und Praxis*. Stuttgart (Klett-Cotta).

Luhmann, N. (1984), *Soziale Systeme*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp).

Luhmann, N. (1990), Sthenographie. In: Luhmann N, H Maturana, M Namiki, V Redder, F Varela (Hrsg.), *Beobachter. Konvergenz der Erkenntnistheorien?* München (Fink), S. 119-137.

Reiter, L. (1990), Identität aus systemtheoretischer Sicht. *Praxis Kinderpsychol. Kinderpsychiatr.* 39: 222-228.